

Mit 80 will er es noch einmal wissen

Jürg Randegger spielt Jürg Randegger in Christian Jott Jennys Hommage an das Cabaret Rotstift

Rund 13 Jahre nach dem letzten Auftritt des Cabarets Rotstift wagt sich Jürg Randegger noch einmal auf die Bühne. In Christian Jott Jennys musikalischer Revue «Rotstift Reloaded» spielt der 80-Jährige sich selber.

Alois Feusi

«Det bim Gaswerk a der Limmat, ganz i de Nöchi vom Chloschter Fahr», singen Jürg Randegger, Christian Jott Jenny und Andreas Matti im Dreiviertelakt. Bruno Brandenberger zupft den Kontrabass, und der Pianist Richard Secrist legt die Akkorde über die inoffizielle Hymne der Zürcher Agglomerationsgemeinde Schlieren. Randegger strahlt übers ganze Gesicht, setzt zu einem Tänzchen an und schnippt im Rhythmus mit den Fingern. Es macht dem 80-jährigen ehemaligen Primarlehrer, Kleinkünstler und Moderator von Fernseh-Jass-Sendungen sichtlich Spass, die Lieder seines Cabarets Rotstift mit einer jüngeren Truppe wieder einzustudieren und zu singen: einmal Bühnenmensch, immer Bühnenmensch.

Die Stimmung ist locker an dieser zweiten gemeinsamen Probe von Randegger, Jenny, Matti und den Musikern des Schlieremer Staatsorchesters im Foyer der Kirchgemeinde St. Anton in Zürich. Jenny ist klassisch ausgebildeter Sänger, Satiriker, Gründer und Vorsteher des Amts für Ideen mit Sitz in Zürich und Berlin, Jazz-Festival-Organisator in St. Moritz und als Gesellschaftstenor Leo Wundergut ein musikalischer Hansdampf in allen Gassen. Hier, in der Kegelbahn im Untergeschoss des Foyers, erarbeitet er seit Jahren seine Bühnenprogramme.

Keine Nostalgie-Seligkeit

«Rotstift Reloaded» heisst Jennys jüngstes Projekt. Es ist nach «Z'Abig hät Züri en Zauber», «Der kleine schwarze Niederdorf-Hecht» und «Euse Rainer chönnt das au» sein viertes Musiktheater mit Zürcher Bezug. Das Buch stammt wie schon beim «Niederdorf-Hecht» und «Euse Rainer» von dem Autor Michael Rüegg. Premiere ist am 9. April in Miller's Studio.

Das Stück ist keine nostalgiegetränkte Wiederauflage der Ensemble-Sketches der Schlieremer Lehrtruppe mit ihren teilweise recht derben Schenkelklopfersprüchen. Wegen des «Skilifts», des «Sechstagerrenns» oder des «Walesees» muss also keiner ins Theater kommen. Und Kalauer wie «Din Grind chunnt mer vor wie en Alphütte, höch obe, aber primitiv iigrichtet», «Wänn ich



Während der Probe zu «Rotstift Reloaded»: Christian Jott Jenny, Jürg Randegger, Andreas Matti.

KARIN HOFER / NZZ

dis Gsicht gseh, bin ich mit mim Füdl no ganz z'fride» oder «Me merkt, das d Luft gratis isch, du schnurrsch z vill» gibt's auch nur in homöopathischer Dosierung.

Es soll vielmehr eine Hommage an die poetische und hinter sinnige musikalische Seite der erfolgreichsten Unterhaltungskabarettisten der Schweiz werden. «Rotstift Reloaded» handelt von der Eröffnung eines Verkehrskreisels in Schlieren, und Randegger ist als Ehren-gast zur Einweihungsfeier eingeladen. Er wird dann quasi zufällig in das je zur Hälfte aus Schauspiel und aus Liedern bestehende Musiktheater integriert.

Die meisten der in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren geschriebenen Songs passen gut ins 21. Jahrhundert. Da und dort allerdings gibt es kleine Anpassungen an die Jetztzeit mit bargeldlosem Zahlungsverkehr, Cumuluskarten, Sammelpunkten, Multikulti und Globalisierung. Da fragt etwa die Frau Maag an der Kasse die Kundin, ob der Sohn denn schon geschrieben habe aus dem Irak. Und im «Theodor», dem Lied aus dem Jahr 1985 über die beginnende Computerisierung der Bürowelt, heisst es an aktuelle Entwicklungen in Schlierens Industrie angelehnt: «Eines Tages händ's bi öis en McKinsey-Yogi choo laa, eso eine wo nöd raucht und wo kä Bier trinkt, sondern Cola.»

Es habe einige Überzeugungsarbeit gebraucht, bis er in Jennys Pläne eingewilligt habe, erzählt Randegger. «Er musste zwei Jahre pickeln, und er musste auch etwas liefern.» Natürlich stecke ein gewisses Risiko drin, «aber die Zeit vom «Rotstift» ist schon so lange her, dass mir auch kein Zacken aus der Krone fallen würde, wenn das Stück kein Erfolg würde». Letztlich entscheidend für seine Zustimmung war allerdings die Einwilligung seiner Frau und seiner Kinder. «Sie waren sofort Feuer und Flamme.»

Feuer und Flamme ist auch Jürg Randegger selber. Für den Gast im Foyer St. Anton an diesem Nachmittag Ende Februar ist es amüsant zu beobachten, wie sich da drei Künstlergenerationen mit nicht ganz deckungsgleichen Vorstellungen von effizienter Probenarbeit zusammenraufen: Christian Jott Jenny ist 36-jährig, Andreas Matti 50, die Musiker des Staatsorchesters nähern sich allmählich dem Rentenalter, und ein jeder von ihnen könnte bei Randegger die Schulbank gedrückt haben. Wenn die anderen plötzlich mitten in einem Lied herumzublödeln beginnen, schaut er ihnen einen Moment lang zu und ermahnt sie dann mit ernster Miene: «Dörft ich jetzt? ... nume wäg em Bruno, mir müend nomal üebe.»

Er müsse sich wohl ein wenig zurücknehmen, stellt Randegger in der Pause fest. «Ich habe mein Leben lang Regie geführt. Da macht es mir schon Mühe, wenn wir da unten in der Kegelbahn etwas machen wollen, und dann beginnt der eine auf dem Klavier zu üben, der andere schnorrt herum und ein Dritter macht wieder etwas anderes.» Aber er ist froh, dass er mitmacht. «Das ist eine schöne Sache, ein wenig Nostalgie.»

Privataufführung zum 80.

Pläne für weitere Produktionen wälzt er allerdings keine. «In meinem Alter Zukunftspläne zu schmieden, wäre etwas vermessen», sagt er und ergänzt schmunzelnd: «Alt werden schadet der Gesundheit, das darf man nicht vergessen.» Ein grosses Projekt hat er allerdings schon, und dies noch vor der offiziellen Erstaufführung von «Rotstift Reloaded»: Am 21. März wird Jürg Randegger 80 Jahre alt. Den runden Geburtstag feiert er an diesem Samstagabend mit einer festlichen Vorpremiere für seine Familie und Freunde. Das koste ihn zwar etwas, aber beim Leichenmahl sei halt keiner selber dabei.

Zürich, Miller's Studio, 9. 4. bis 3. 5. sowie 9./10. 6.; weitere Auftritte unter www.rotstift-reloaded.ch.

Der Kapitalismus ist kein Ponyhof

Theater: «Kinder des Wohlstands»

Katja Baigger · Okay, es hat gedauert. Aber: Diese «Life-Coaching-Show» namens «Kinder des Wohlstands» ist ein atmosphärisch-technoides Gesamtkunstwerk. Oder, um im Jargon zu bleiben, «der Knaller»! Das wummernde Party-Gebilde, das der Regisseur Tobias Bühlmann, der Autor Fabian Larsson und der als DJ fungierende Arvid Baud mit der Gruppe Asuperheroscape in die Halle der Gessnerallee zaubern, ist mitreissend und formal wie inhaltlich überzeugend. Inspirieren liessen sie sich von Pippi Langstrumpf. Die Figur des kreativen, starken Mädchens entspreche einem veralteten Weltbild, in dem Selbstentfaltung möglich geschienen habe. Heute verbinde sich dieses romantische Modell auf verhängnisvolle Weise mit den Systemzwängen der Ökonomie, postuliert das Ensemble. Selbstverwirklichung gibt es nur noch in Form von Konsum.

Ein famos zynischer Kaspar Weiss führt als Pippis Pferd im spacigen Schimmel-Kostüm die angepassten Nachbarkinder Thomas (Johannes Suhm) und Annika (Franziska Wulf) nicht etwa auf wilde Abenteuerpfade, sondern weist ihnen den Weg in die Konformität. Sie mutieren zu servilen Assistenten in Plastic-Kostümen voller Hashtags wie «#Me». Das «Pony» symbolisiert das kapitalistische System. «Es» redet das lässige Zürichdeutsch der Werber und Banker, switcht ins Hochdeutsche im Gespräch mit den abgehalfterten Kandidaten. Das sind der gescheiterte Werbeagenturinhaber Klaus, der gedemütigte Lehrer Markus oder die mit dem Fal-schen liierte «Powerfrau» Stephanie. Über alle wird in der fingierten TV-Show bösartig geurteilt, man verordnet den gescheiterten Existenzen Zwangsoptimismus. Schemenhaft stehen die an Stäben befestigten, übergrossen Masken für diese «sich selbst ausgrenzenden» Versager: Das ist schön! Am Schluss «enden» sie in einer hymnischen Demonstration der ewig 15-jährigen Kinder des Wohlstands, die mit tellergrossen Augen in die Zukunft blicken.

Das Bühnenbild unterstreicht die tragikomische Persiflage auf Karriere-denken und das Streben des Einzelnen nach Popularität: Um fünf antike Säulen mit Büsten sind Sitzgelegenheiten für die Zuschauer gruppiert. Wahlweise erinnern die Pfeiler an die Stützen der Wohlstandsgesellschaft, an das 3-Säulen-Vorsorgemodell oder an den Mythos, den heute jeder aus sich machen soll: «Jedes Gespräch ist ein Vorstellungsgespräch. Sei es eine Unterhaltung mit einem Ökonomen oder einer Putzfrau: Seid freundlich! Ihr wisst nie, ob sie euch später nützen werden.»

Zürich, Gessnerallee, 19. März. Weitere Aufführungen: 21., 23., 26.–28. März, jeweils 20 h; 22., 29. März, 18 h.

Irrungen, Wirrungen und ein Happy End

Das Theater Kanton Zürich spielt «Falling in Love»

Zum zweiten Mal hat Stephan Benson fürs Theater Kanton Zürich ein Jukebox-Musical geschrieben. «Falling in Love» bietet einen äusserst kurzweiligen Bühnenabend zum Frühlings- und Dauerthema Liebe.

Anne Bagattini

«Liebe tut weh – aber wenn Sie da runterspringen, so tut das weher», sagt Arno, der etwas schmierige ehemalige Kreuzfahrtschiff-Eintänzer, zu Eva Herzig. Diese steht am Dachrand und will ihrem Leben ein Ende machen, ist sie doch unsterblich verliebt, ihre Liebe wird aber nicht erwidert. Was Eva schliesslich vom Selbstmord abhält, ist indes nicht Arnos Logik, sondern die Tatsache, dass sie ihn – der Ähnlichkeit des Namens und ihrer romantisch-schwärmerischen Veranlagung wegen – für Amor hält, den römischen Liebesgott höchstpersönlich. Selbigen hatte

Evas Halbschwester Dodo nämlich kurz zuvor in einer pompösen Zeremonie herbeigerufen. Doch davon später.

Wenn die Erde bebt

Der deutsche Schauspieler und Theaterautor Stephan Benson hat fürs Theater Kanton Zürich (TZ) – nach «Beattles for Sale» in der Saison 2011/12 – erneut ein Jukebox-Musical kreiert; am Donnerstag ist «Falling in Love» in einer Inszenierung von TZ-Leiter Rüdiger Burbach uraufgeführt worden. Das Musical vereint nicht weniger als 43 Pop- und Rocksongs, die sich alle ums grosse Thema Liebe drehen. Die Lieder werden kaum je ganz gesungen und auch nur selten mit dem Originaltext. So singt etwa Eva im Refrain der Schulze «Time to Say Goodbye» von Sarah Brightman und Andrea Bocelli: «Ich flieg allein zum Horizont. [...] Für mich ist es Zeit zu geh'n! Wiederseh'n!» Bei ihrem Duopartner Arno hingegen heisst es: «Flieg nicht allein zum Horizont. [...] Für dich ist's noch nicht Zeit

zu geh'n! Bitte nicht geh'n!» – «Falling in Love»: Der Titel der temporeichen Musical-Produktion bezeichnet das, was die zu Beginn verzweifelte Eva Herzig endlich einmal möchte – sich verlieben, und zwar so heftig, dass sie darob die Erde beben spürt. Eva ist eine nicht mehr ganz junge Bibliotheksangestellte und so ziemlich das Gegenteil von dem, was man landläufig unter sexy versteht. Katharina von Bock spielt die verklemmte Frau, die ihre hochgeschlossene weisse Bluse erst ganz zum Schluss gegen ein indisches Tanzkostüm tauscht, mit verschreckter Mimik und überaus steifem Körper: zum Totlachen!

Ihr Herz hat Eva ausgerechnet an Lancelot Müller (Romeo Meyer) verloren, einen hypersensiblen Möchtegern-Schauspieler mit wenig Talent, dafür umso mehr Sex-Appeal. Und so fühlt sich denn auch Evas Halbschwester Dodo (Suly Röhlisberger) zu Lancelot hingezogen. Die über 60-jährige Frau mit dem knallorangenen Haar und den wallenden Kleidern hat sich

ganz der Esoterik verschrieben, seit ihr Ex-Mann vor langer Zeit spurlos verschwand mit dem gemeinsamen Baby. Und so beschwört sie denn den Liebesgott mit einer Voodoo-Puppe, ihr beizustehen («I Put a Spell on You»). Amor erscheint nicht, dafür, wie bereits erwähnt, der obdachlose Arno (Stefan Lahr), der sich auf dem Flachdach von Dodos Haus, wo das ganze Stück spielt, einen Schlafplatz eingerichtet hat. Nach unzähligen Irrungen und Wirrungen findet Eva zu guter Letzt doch noch die grosse Liebe, und die Erde bebt für sie («I Feel the Earth Move»).

Überzeugend überzeichnet

Die vier Darsteller spielen nicht nur ihre (überzeichneten) Figuren absolut überzeugend, sondern sie begeistern auch mit ihrem Gesang. Gekonnt wechseln sie ein ums andere Mal im Handumdrehen den Song (und damit oft auch den Musikstil), und sie haben ganz offensichtlich auch grossen Spass an der Sache. Begleitet werden die singenden

Schauspieler von drei Musikern am Bühnenrand: Till Löffler (Piano, musikalische Leitung), Fatima Dunn (Cello) und Stephan Diethelm (Schlagzeug). Das Cello kommt immer dann solistisch zum Einsatz, wenn ein Song nach einer schnulzigen Note verlangt – und das ist bei Liebesliedern aus dem Pop-Segment naturgemäss ziemlich häufig der Fall.

In der Handlung von «Falling in Love» gibt es immer wieder höchst abstruse (und daher umso vergnüglichere) Momente, die der Autor allein deshalb erdacht zu haben scheint, weil er gewisse Musikstücke in sein Werk integrieren wollte. So versucht sich der schöne Lancelot in zahlreichen berühmten Rollen; er spielt etwa Romeo («Romeo weint») oder einen Mafiaboss (Musik aus dem Film «The Godfather»). Am komischsten ist der Beau jedoch, wenn er sich in Sissi im Nachthemd verwandelt und dabei mit heller Kopfstimme singt: «Weisst du, Mutter, was ich träumt hab».

Winterthur, Theater Kanton Zürich, bis 24. März.